

Dorothee Sölle

(Ein Nachruf

Als Theologin des Widerspruchs wurde sie bekannt. Und so haben wir sie in Erinnerung. Aber es gab auch eine andere Dorothee Sölle: Wenn sie von ihrem Enkelkind erzählte, das im Garten die Schönheit eines herbstlichen Blattes entdeckt. Wenn sie ganz einfach sagte: „Du bist geliebt und Du wirst lieben lernen. Das reicht für dieses Leben.“ Wenn sie ein Gedicht – und sie hat viele geschrieben – zitiert:

„Am Straßenrand blüht eine Malve.

Die Knospe ist beinahe offen.

Altrosa wird sie sein, vielleicht schon morgen.

Hätte ich Geduld, würde ich warten.

Hätte ich Aufmerksamkeit, ich rührte mich nicht vom Fleck.

Hätte ich Frömmigkeit, hier würde ich niederknien.

Vielleicht schon morgen könnte ich sehen, nicht nur glauben,

wie es einem Mitgeschöpf gelingt, am Straßenrand zum Blühen zu kommen.“

„Theopoesie“ hat sie das gerne genannt. Sie wollte es eigentlich nicht trennen: Mystik und Widerstand. Frömmigkeit und Politik. Poesie und Prophetie. Gebet und Kampf.

Als große Provokateurin ausschließlich haben sie viele bis heute vor Augen. Eine „Theologie nach dem Tode Gottes“ legte sie unter dem Titel „Stellvertretung“ bereits 1965 einer erschrockenen Kirche vor. „Atheistisch an Gott glauben“ war die spätere Fortsetzung. Natürlich, das sei ein Paradox und keine glatte Wahrheit, konnte sie sagen. Man musste genauer fragen, was hinter ihren gewagten Formulierungen stehe, um sie wirklich zu verstehen. Und dann erklärte sie vielleicht: „Ich konnte mir einen allmächtigen Herren, der alles so herrlich regiert und der vor seinen Knöpfen im Himmel sitzt, der zugleich die Züge nach Auschwitz nicht per Knopfdruck stoppt, nicht vorstellen.“ Dieser allmächtige Gott sei tot. Die Omnipotenz Gottes? Eine typische männliche Vorstellung, „was denn sonst?“

Dorothee Sölle wurde oft missverstanden. Aber das hat sie gelegentlich auch gewollt. Besonders damals 1983, als sie auf der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Vancouver als bereits vorher umstrittene Hauptrednerin mit wenigen Sätzen einen nachhaltigen Donnerhall erzeugte: Sie käme aus einem der reichsten Länder der Erde, sagte sie gleich am Anfang vor den Kirchen der Welt: „Einem Land, mit der blutigsten nach Gas stinkenden Geschichte ... reich ist die Welt, in der ich lebe, vor allem an besseren Möglichkeiten zu töten ...“ Es gab Washkörbe voller Hassbriefe, den Vorwurf der Irrlehre, eine umfangreiche Unterschriftenaktion von Pfarrern und Gemeinden gegen sie. Aber eigentlich wollte sie nur auf die Vergessenen und Stummen hier und in der Dritten Welt aufmerksam machen, auf „das Gefängnis, in dem wir eingeschlafen sind“, auf die Pflicht der Christen und Christinnen zum Ungehorsam, auf den „nackten und leidenden Christus“, auf das „Niederknien und den aufrechten Gang“.

Mit einer solchen Theologie konnte man in den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts in Deutschland als Frau offensichtlich keinen Lehrstuhl

bekommen. Den bekam sie 1975 in der Tradition Paul Tillichs am Union Theological Seminary in New York, wo sie 12 Jahre blieb. Es war die Zeit nach dem Vietnamkrieg. Intensiv lernte sie die Quäker kennen, schloss Freundschaften mit Frauen und Männern aus den Schwarzen Kirchen. Reiste oft nach Lateinamerika und wurde eine weltweite Vorkämpferin gegen den Staatsterrorismus. Mit Besuchern und Freunden knüpfte sie immer wieder Kontakte zu Menschen in der verelendeten und damals niedergebrannten Bronx im Norden Manhattans, wo die andere Seite der kapitalistischen Gesellschaft hautnah zu erfahren war. Als Befreiungstheologin wurde sie bezeichnet, als Mutter einer feministischen Theologie. Die feministische Sicht bedeute nicht mehr, so sagte sie in einem Fernsehinterview, als die Bibel mit den Augen einer Frau zu lesen. Eine ganze Generation ist ihr dabei gefolgt, nicht zuletzt in den USA und in Lateinamerika.

Die vielen Provokationen Dorothee Sölles sitzen tief im kirchlichen Gedächtnis. Sie wurden in den Nachrufen nach ihrem plötzlichen Tod ausführlich noch einmal erinnert. Was theologiegeschichtlich und ökumenisch bis heute noch nicht so richtig Früchte trägt, ist ihr umfassender Versuch, den mystischen Strömungen der drei Hochreligionen unserer Kultur wieder mehr Raum zu verschaffen. „Mystik und Widerstand“ (1999) titelte sie das Buch, das sie selbst als ihr wichtigstes betrachtete. Mystik ist für Dorothee Sölle ein herrschaftsfreies Gottesverhältnis. Nicht der neue Blick auf Gott zeichnet die mystische Einung aus, sondern eine andere Beziehung zur Welt, „die sich die Augen Gottes geliehen hat“. Aus dieser Perspektive lässt die Hamburgerin viele neue Aspekte einer Schöpfungstheologie anklingen, die darauf warten, vielleicht auch im Dialog mit den Naturwissenschaften, weiter entfaltet zu werden: Das Staunen als Anfang der mystischen Reise, zu der eigentlich jeder Mensch fähig ist, wie sie glaubte. Das Zuhause-Sein in diesem Kosmos. Die Schöpfung als das Buch, das Gott geschrieben hat. „In ihm zu lesen bedeutet Staunen und Erkenntnis zusammenzubringen.“

All das ist bei Dorothee Sölle nicht Rückzug und Weltflucht, sondern Beheimatung, „die fremd macht in der Welt der Geschäfte und der Gewalt und insofern das Widerstehen vorbereitet“. Und davon wollte „die Sölle“ bis zum Ende nicht ablassen. Natürlich stand sie wie einst bei der nicht genehmigten Sitz-Blockade vor dem Atomwaffenlager in Mutlangen auch beim Protest gegen den völkerrechtswidrigen Einmarsch in den Irak an vorderster Front.

Dorothee Sölles Botschaft der letzten Jahre war eine „demokratisierte Mystik“; das antiautoritäre Element der religiösen Erfahrung; nicht zuletzt eine immer deutlichere Mahnung an den Protestantismus, die Mystik neu zu entdecken: „Die Mystik ist die Seele jeder Religion und ohne Mystik stirbt Religion.“ Über die vielleicht bedeutendste Theologin des 20. Jahrhunderts wird man sich jenseits mancher Aufregungen vielleicht noch intensiver im 21. Jahrhundert zu unterhalten haben.

Wolf-Rüdiger Schmidt

(Wolf-Rüdiger Schmidt ist Journalist im Bereich Kultur und Wissenschaft, bis 2001 Redaktionsleiter im ZDF, Buch- und Filmautor; zuletzt: „Der Schimpanse im Menschen – das gottebenbildliche Tier“ [Gütersloh 2003]).